

NICOLE BACHMANN

**SCHÖNER
STERBEN IN BERN**

Kriminalroman

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

© 2021 Nicole Bachmann

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Robin Vandenabeele/Arcangel.com

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept
von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Irène Kost, Biel/Bienne, Schweiz

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2021

ISBN 978-3-7408-0969-0

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmässig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die Agentur Altas, Bern.

Für meine lebenswürdige Mutter Salima Bachmann
Hoecker, die auch Theater gespielt hat, aber ansonsten
ganz anders ist als Lou Becks Mutter

Prolog

Meine Augen drohten zuzufallen. Mitten im Gehen. Ich liess den Kopf hängen, schaute auf den Boden vor meinen Füssen, setzte wie ein Automat Fuss vor Fuss. Fuss vor Fuss. Rechts vom Kiesweg wuchsen Blumen, rote, blaue, gelbe Blumen.

«Stiefmütterli», sagte meine Mutter.

Ich wollte mich hinlegen, neben diese Blumen legen, schlafen, bloss ein paar Minuten schlafen. Aber wir mussten weiter, mussten unbedingt weiter. Ich schloss einen Moment die Augen, nur kurz ...

«Gehen wir nach Hause?», fragte meine Mutter.

Sie sprach etwas weniger langsam und undeutlich, aber immer noch, als ob sie das Sprechen verlernt hätte, bei jedem Wort überlegen müsste, wie die Laute geformt werden. Sie schlurfte mit kleinen Schritten neben mir her, der ganze Körper steif wie ein Roboter, die Arme seitlich angedrückt. Aber sie hatte mich erkannt, redete mit mir.

Ich riss die Augen wieder auf. Wir mussten hier raus, so schnell wie möglich. Ich musste sie in Sicherheit bringen. Mutter blieb stehen. Ich zog sie am Arm weiter. Es fühlte sich an, als ob man durch dickflüssigen Sirup waten würde.

«Dort vorne geht es nach Hause. Komm mit, du wirst sehen», sagte ich.

Wir gingen weiter, Schritt für Schritt, während ein überwältigendes Gewicht mich zu Boden drückte. Ich meinte zu spüren, wie der Antagonist seine Wirkung von Sekunde zu Sekunde mehr verlor und das Barbiturat den Kampf gewann. Ich würde es nicht mehr lange schaffen, wach zu bleiben. Ich hatte zu viel Zeit verloren. Verzweiflung riss mich hoch, gab mir die Energie, meine Augen offen zu halten. Wir mussten weg, so weit wie möglich weg, uns verstecken, raus aus diesem Park. Ich spürte tausend Blicke auf meinem Rücken, während wir uns ungeschützt über den offenen Rasen bewegten. Ich

hatte noch immer keine Ahnung, weshalb, aber innerhalb dieser Mauern waren wir in tödlicher Gefahr.

«Wie schön, schau, die Blumen», lallte meine Mutter.

Vor uns lagen die Biegung des Flusses und die Trauerweide. Unter der Weide eine Bank und das halb verfallene Ruderboot. Die Weide schützte uns vor Blicken. Aber verstecken nützte nichts, gar nichts. Früher oder später würden sie uns finden. Die Angst liess mich keuchen. Ich stolperte, sie hielt mich fest.

«Da ist eine Bank. Setzen wir uns», sagte sie.

Die Bank fühlte sich kalt an, fest, man könnte darauf liegen, schlafen. Ich lehnte mich an Mutters Seite. Ihr Körper war mir fremd, steif, mager. Warum hatten sie ihr die Haare geschoren? Ihre schönen roten Haare.

Nur einen Moment. Schlafen.

Laute Rufe rissen mich wieder hoch. Von der Zufahrt her Motorengeräusch, Hundegebell.

Die Jagd hatte begonnen.

EINS

Philipp kam hoch zu mir in die Forschungsabteilung, im siebten Stock des Privatspitals Walmont, und schlug vor, einen Familienchat einzurichten. Es war Dienstag, der 5. Mai, kurz vor zehn, ein strahlender Frühsommertag. Vor drei Wochen war er von seinem anderthalb Jahre dauernden Aufenthalt in Kanada nach Bern zurückgekehrt. Eigentlich hätte ich überglücklich sein sollen.

Für welche Familie, fragte ich. Das brachte ihn einen Moment zum Schweigen. Aber dann kam er wieder in Fahrt und erinnerte mich daran, meine Folsäure einzunehmen, keinen Tropfen Alkohol zu trinken – «Wirklich keinen einzigen Tropfen, Lou!» –, auf vitaminreiche Nahrung zu achten und vor allem nicht zu viel zu arbeiten und genügend zu schlafen. Er sei froh, dass er endlich bei mir sein und auf mich aufpassen könne. Ich biss auf die Zähne und sagte nichts, während eine Woge des Ärgers durch mich hindurchflutete. Auf mich aufpassen – ich konnte selbst für mich sorgen. Ich brauchte keinen Aufpasser. Philipp sagte mir noch, dass er an diesem Abend leider den Spätdienst von Wanner, dem zweiten Oberarzt der Geriatrie, habe übernehmen müssen und deshalb nicht mit mir essen könne. Er werde in der Klinik übernachten. Bevor er mir nochmals Vorschriften bezüglich gesunden Essens machen konnte, drängelte ich ihn aus dem Raum und schloss die Türe nachdrücklich hinter ihm.

Ich sass an diesem Tag bereits seit halb acht Uhr in meinem Büro, schaute viel zum Fenster hinaus, hinüber zu den noch immer schneebedeckten Bergen des Gantrischmassivs. Und trödelte vor mich hin. Niemand tadelte mich dafür, ich bin die Chefin der Forschungsabteilung. Das tönt nach mehr, als es ist. Die Abteilung besteht aus lediglich zwei Personen. Ich habe Psychologie studiert, mich aber schon sehr früh von meinem ursprünglichen Ziel, Therapeutin zu werden, abgewandt, weil

mich die Welt der Forschung gepackt hatte. Mein Fachgebiet ist die Epidemiologie, die Wissenschaft von der Verbreitung von Krankheit und Gesundheit in der Bevölkerung. Ich liebe es, statistische Analysen zu machen, aus Unmengen von Informationen Muster herauszuschälen, die erklären, weshalb Menschen unterschiedliche Chancen auf eine gute Gesundheit haben. Und natürlich geht es auch darum, konkrete Krankheitsherde von Listeriose über Noroviren bis Campylobacteriose aufzuspüren und so schnell wie möglich zu eliminieren. Die zweite Person in meiner Abteilung, die Sekretärin Tscharya Mûdjib ur-Rahmân, war an diesem Morgen an einer Fortbildung zum Thema elektronische Geschäftskontrolle.

Normalerweise arbeite ich ausgesprochen gerne. Ich kann hier im Walmont das tun, was mich fasziniert und was mir sinnvoll erscheint, und nur selten versucht jemand, mir Vorschriften zu machen. Selbstverständlich gibt es eine ganze Menge Routineaufgaben. Doch wir machen hier auch Dinge, die eher selten zum Aufgabenbereich eines Privatspitals gehören. In der SHC-Studie, kurz für «Subjective Health Concept», untersuche ich beispielsweise die Heilungschancen abhängig davon, was die Patienten selbst für ein Verständnis von Gesundheit und Krankheit haben. Je nach Kultur machen sich Menschen ganz unterschiedliche Vorstellungen davon, was krank macht und was gesund. Diese Vorstellungen sind manchmal falsch wie bei der grauenhaften Legende, dass ein mit HIV angesteckter Mann durch Geschlechtsverkehr mit einer Jungfrau wieder gesund werden könne. Meist aber sind diese Krankheitskonzepte einfach nur anders als diejenigen, die in der Schweiz verbreitet sind. Man muss gar nicht so weit reisen: Im Tessin gibt es den sogenannten erkälteten Magen, den wir in der deutschsprachigen Schweiz nicht kennen. Man erkältet sich den Magen, wenn man während einer Mahlzeit friert, und dies löst Magenschmerzen aus. In der Türkei wiederum sind viele Menschen der Meinung, dass man sich bei Rückenschmerzen keinesfalls bewegen sollte, bis es wieder besser geht. Dies ist gemäss unserem schulmedizinischen Wissen genau falsch. Wir untersuchen

nun, ob diese Konzepte einen Einfluss auf die Heilungschancen haben. Denn was nützt die beste Operation, wenn aufgrund von Missverständnissen nach dem Spitalaufenthalt die ganze Wirkung zunichtegemacht wird?

Dass hier Studien durchgeführt werden, die nicht direkt mit Controlling, Qualitätssicherung, Leistungsmessung und Wirtschaftlichkeit zu tun haben, geht auf die Geschichte unseres Spitals zurück und auf die Persönlichkeit unseres Direktors Roland Merian, der daran festhält, dass ein Spital, auch ein *privates*, in erster Linie dazu da ist, sich um das Wohl der Patienten zu kümmern, und erst in zweiter Linie, um Gewinne zu maximieren. Merian ist bereits weit über das Pensionsalter hinaus, doch ich hoffe, dass er noch einige Jahre durchhält. Das Walmont, 1832 von einer Berner Adligen als Frauenheilanstalt im Westen von Bern gegründet, weist eine Geriatrie und eine Kinderklinik auf, obwohl diese beiden Bereiche seit Jahren nicht rentabel sind. Auf der lukrativen Seite des Angebotsspektrums befindet sich die ästhetische Chirurgie, die sich auf die Behandlung von reichen Patienten insbesondere aus dem arabischen Raum spezialisiert hat. Neben der Medizin auf höchstem Niveau wird diesen Patienten und ihrer Entourage eine Luxus-Hotellerie angeboten. Mit den Tarifen für diese Klienten werden Geriatrie und Pädiatrie querfinanziert, die beide einen hervorragenden Ruf für ihre Sorgfalt und Familienzentrierung haben. Und deshalb im heutigen Gesundheitssystem per se nicht rentabel sein können.

Ich drehte mich zum Fenster und schaute nach unten in den Park, der sich wie immer bei schönem Wetter um diese Tageszeit explosionsartig bevölkerte. Winzig klein war dort meine Freundin Helga zu erkennen, die als leitende Hebamme bei uns arbeitete. Sie trug ein Tablett mit ihrem Mittagessen, schaute sich suchend um und setzte sich an einen Tisch zu Kolleginnen aus der Geburtsabteilung. Ich fühlte mich ausgeschlossen und wusste gleichzeitig, dass ich selbst es war, die sich fernhielt. Nachdem Philipp nach Kanada abgereist war, hatte ich seine

Rückkehr herbeigesehnt, hatte mich unglücklich gefühlt wie kaum je in meinem bisherigen Leben. Ich hatte befürchtet, dass unsere Beziehung, die noch nicht lange bestand, diese Trennung nicht überstehen würde. Es war viel geschehen während seiner Zeit in Nordamerika, einiges hatte uns nähergebracht, anderes hatte uns voneinander entfremdet. Philipp hatte mich monatelang immer wieder gebeten, meinen Urlaub bei ihm in Kanada zu verbringen und gemeinsam das Land zu bereisen. Ich hatte keine Lust darauf gehabt, weil ich befürchtete, mich in dieser Rolle unwohl zu fühlen, als sein Anhängsel, die Fremde, die keine Ahnung von Land und Leuten hat. Philipp wollte mit mir verschiedene First Nations besuchen, die Indigenen Kanadas, denen er sich aufgrund seiner Abstammung nahe fühlte. Seine Urgrossmutter war eine Cree gewesen. Ich war erst hingeflogen, als er mich dringend um Hilfe gebeten hatte: Eine rätselhafte Epidemie drohte eine ganze Band der Nation der Stelat'ën in British Columbia auszulöschen. Mehr durch Zufall konnte ich schliesslich die Ursache der Krankheit finden. Die Erlebnisse hatten Philipp und mich wieder einander nahegebracht, und als ich ihn beinahe verlor, wurde mir schmerzhaft bewusst, wie sehr ich ihn noch immer liebte.

Ich seufzte. Und nun war er zurück, vorübergehend einquartiert in einer Airbnb-Studiowohnung im Kirchenfeld, und nervte mich mit seiner Sorge, seinen Bemutterungsversuchen und seiner zwanghaften Wohnungssuche. Wenn ich ehrlich war ... Ich wollte ihn nicht hierhaben. Nicht jetzt, in dieser Situation, wo alles so unklar war und ich mich verletzlich und unsicher fühlte. In diese Fragilität trampelte er mit seinen Plänen für die gemeinsame Fünf-Zimmer-Wohnung im Grünen mit drei Nasszonen und Riemenparkett, seinen Wünschen nach einem Weber-Grill mit digital steuerbarem Bratspiess und einer De-Sede-Sofalandschaft in silbergrauem Veloursleder. Schon alleine bei der Vorstellung, aus meiner kleinen, aber gemütlichen Stadtwohnung in eine porentief cleane Siedlung ins sogenannte «Grüne» zu ziehen, wurde mir schlecht. Ich war ein Stadtmensch.

Seit ich kurz vor meinem Abflug in Montréal realisiert hatte, dass meine Tage überfällig waren, lebte ich in einem Dämmerlicht, einem Zustand des Hin-und-hergerissen-Seins, des Dafür und Dawider, der Vor- und Nachteile. Ich konnte keine Punkte auf eine Pro-und-Kontra-Liste setzen, summieren und subtrahieren und mit dem Ergebnis leben. Nicht, wenn es um ein Leben ging, ein winziges Leben zwar, aber doch ein Leben. Und um mein eigenes. Und ja, auch um dasjenige von Philipp.

Ich fühlte mich unendlich schlapp und gleichzeitig nervös. Irgendetwas musste geschehen. Ich lief hinunter zum Labor. Dort schnornte ich Natascha Kubik, seit mehr als fünfzehn Jahren Chefin unseres Spitallabors, um eine Zigarette an. Kubik war gerade damit beschäftigt, eine Assistentin zusammenzustauchen. In ihrem Labor verlangte sie höchste Präzision und Konzentration. Sie hasste es, wenn jemand nachlässig arbeitete. Ich hatte es aufgegeben, die Laborassistenten kennenzulernen, die Namen wechselten zu rasch. Nur die Kubik blieb, in ewig gleicher perfekter Haltung und ebensolchem Benehmen, ein Monument, das der Verwitterung ausgesetzt war. Aber die Falten und Risse, die sich immer tiefer in ihr mageres Gesicht einfrassen, unterstrichen nur ihre aussergewöhnliche Erscheinung. Heute trug sie ein lavendelblaues Chanel-Kostüm mit lindgrün abgesetzten Borten. Dazu passend hauchdünne Seidenstrümpfe, Stiletos und eine lässig im Mund hängende Gauloise Bleue. Sie rauchte im Labor rund um die Uhr, trotz aller Versicherungen des Spitals, dass dies ein ISO-zertifizierter rauchfreier Betrieb sei. Bisher hatte sich noch kein Spitalmanger gegen die Kubik durchgesetzt.

«Du rauchst doch gar nicht», sagte sie erstaunt und streckte mir ihre Packung hin.

«Jetzt schon», sagte ich. «Hast du vielleicht noch Streichhölzer? Ich will raus in den Park.»

«Was ist denn los mit dir?»

«Es ist ... Ich bin ... Vielleicht später. Danke!»

Vom Labor aus nahm ich einen komplizierten Weg, um

möglichst niemandem zu begegnen. Die Tiefgarage der leitenden Angestellten stand heute fast leer, weil Chirurgie und Innere Medizin von Synheart, einer amerikanischen Firma, zu einem Kongress in Montreux eingeladen worden waren. Es ging darum, eine neue Generation Hightech-Herzklappen kennenzulernen und sich mit Essen, Wein und Jazz verwöhnen zu lassen. Zuhinterst rechts in der Tiefgarage hatte ich vor Jahren von einem ungesicherten Notausgang erfahren, der über eine schmale, steile Betontreppe direkt in den nördlichsten Zipfel des Parks führte. Claudio Ceccarelli, Mitarbeiter im Hausdienst des Spitals, hatte mir diesen Ausgang gezeigt. Er hatte ihn jahrelang dazu benutzt, ungesehen Velos hinein- und hinauszutransportieren, um sie in seiner selbst eingerichteten Werkstatt im Keller des Spitals zu reparieren. Das ging so lange gut, bis ein neuer Manager des Walmont alle Räumlichkeiten kontrollieren und auf ihre Nutzung überprüfen liess. Während ich die zwanzig Stufen hinaufstieg, fühlten sich meine Beine tonnenschwer an.

Ich schlenderte langsam zum Teich, versuchte, tief zu atmen. Meine Brust war ein Zementblock. Ausatmen, dachte ich, Ausatmen ist wichtiger als Einatmen. Nur: Wie atmet man aus, wenn man das Gefühl hat zu ersticken? Ich setzte mich auf die Parkbank, die direkt neben einem Weissdorn stand, und hoffte auf Beistand aus der Vogelwelt. Wo waren die Amseln, Finken, Meisen, Stare, Stelzlein, Tauben oder meinetwegen auch Krähen, jetzt wo ich sie gebraucht hätte? Es war viel zu still um mich. Ich zündete die Gauloise an und nahm einen Atemzug, blies den Rauch langsam aus und fühlte mich etwas besser. Was sollte ich tun, was sollte ich bloss tun? Ich war in eine Falle geraten. Familienchat – wenn ich das nur schon hörte, wurde mir übel. Schritte näherten sich auf dem Kiesweg. Ich duckte mich reflexartig und erschrak wie eine Zehnjährige, die heimlich raucht, als ich die Herankommende erkannte.

Es war Helga. Seit wir uns kannten, stritten wir über alles Nebensächliche und halfen uns bei allem, was wirklich wichtig

war. Ich hatte die letzten Wochen versucht, ihr möglichst unauffällig aus dem Weg zu gehen.

«Was machst du denn da? Du rauchst doch nicht», sagte sie. Sie setzte sich neben mich.

«Ich bin schwanger.»

Jetzt war es raus, ich hatte es jemandem gesagt. Es war real. Ich. Bin. Schwanger.

Mein Herz klopfte bis zum Hals.

«Und deshalb fängst du an zu rauchen? Bravo, sehr gut, ganz wunderbar, Lou.»

«Es ist nicht deshalb, ich meine, natürlich ist es deshalb, aber nicht ...» Was stammelte ich da herum wie ein Teenager? Ich richtete mich etwas auf. «Philipp treibt mich in den Wahnsinn mit seinem Sicherheitsgetue. Vitamine, kein Alkohol, kein Kaffee ... Ich kann nicht mehr atmen.»

«Du kannst nicht mehr atmen, deshalb fängst du an zu rauchen. Macht Sinn.»

«Bitte hör auf, Helga.»

Helga verstummte. Ich hatte das Gefühl, dass sie erst in diesem Moment wirklich realisierte, was geschehen war.

«Hee!», sagte sie. Mit ganz heller Stimme.

Sie stiess mich an und lachte.

«Hei, Lou, du bist schwanger! Unglaublich, das hätte ich nun wirklich nicht gedacht.»

Sie lachte wieder. Voller Freude. Mein Herz raste, und gleichzeitig fühlte sich mein Körper starr an. Helga musterte mich von der Seite.

«Hast du mir nicht gesagt, du willst keine Kinder?», fuhr sie zögernd fort. «Das hast du doch immer gesagt.»

Ich nahm einen letzten Zug und drückte die Zigarette aus.

«Willst du es denn ... dieses Kind?»

Ich gab keine Antwort.

«Wievielte Woche?», fragte Helga, abrupt in ihren Hebammen ton wechselnd, sachlich, professionell.

«Achte.»

«Du musst dich entscheiden, ob du es behalten willst?»

Ich nickte.

«Scheisse, Lou. Das ist übel. Tut mir leid.»

Meine Hände zitterten.

«Bis zur zwölften Woche hast du theoretisch Zeit. Aber mit der ganzen Vorlaufzeit ... Du solltest dich unbedingt bis Ende der zehnten Woche entscheiden. Mein Rat als Hebamme. Für einen medikamentösen Abbruch ist es bereits zu spät.»

Ich nickte.

«Was meint Philipp dazu?»

«Er ist begeistert.»

«Du sagst das, als ob es ein Todesurteil wäre.»

«Er weiss genau, was er will, aber es ist doch auch mein Leben. Verdammt, es ist vor allem *mein* Leben.»

«Philipp ist der Vater? Das ist wenigstens sicher, nicht?», fragte sie.

«Nein ... eher nicht.»

Vielleicht würde das Kind mit roten Locken geboren. Eine Erinnerung an eine – nach einem heftigen Streit mit Philipp – zunächst schmerzliche, schliesslich äusserst bierlastige und fröhliche Nacht in Montréal, deren letzte Stunden mir nur noch sehr vage greifbar waren.

«Scheisse, Lou! Oh, Shit.»

«Du wiederholst dich, Helga.»

Ein leichter Wind kräuselte die Oberfläche des Teiches. Ein Angestellter der Cafeteria ging auf der anderen Seite vorbei und schaute neugierig zu uns herüber. Helga sagte nicht: Eine sechsunndreissigjährige Frau und ungewollt schwanger, und du weisst nicht einmal, wer der Vater ist? Sie sagte nicht: Wie stellst du dir das vor? Sie sagte nicht: Du schaffst das schon. Sie sagte gar nichts. Schliesslich erhob sie sich.

«Tja, also. Wenn du Hilfe brauchst, ich bin da. Wie auch immer du dich entscheidest.»

Ich nickte, einen Kloss im Hals.

Am Abend wärmte ich mir eine Gemüsesuppe, wusch das wenige Geschirr ab und packte eine CD mit Benjamin Britzens Vertonung der Hölderlin-Fragmente aus, die ich kürzlich gekauft hatte. Der Pianist hatte den Mut, nicht nur den Sänger zu begleiten, sondern erzählte seine eigene Geschichte, hielt gegen die Singstimme, war mit ihr im Zwiegespräch und Widerspruch. Die Stimme des Tenors packte mich von der ersten Sekunde. Sein Ausdruck wechselte von warm, sehnsüchtig über kalt, empört zu resigniert. Die Gedichte, die Britzen vertont hatte, handelten von Angst, Enttäuschung, von verlorener Liebe und der Erinnerung an kostbare Momente. Die beiden Musiker führten mich in eine andere Zeit, eine andere Welt. Mitten in dem wunderbar lyrischen Lied über die Sehnsucht nach einer Heimat, die für immer verloren war, klingelte das Telefon. Philipps Stimme, viel zu laut, viel zu nahe, zertrümmerte meine Melancholie mit einem Enthusiasmus, der mich schüttelte.

«Alles, was wir noch brauchen, ist eine schöne Wohnung. Ich bin so glücklich, wieder hier mit dir zu sein. Es ist ein Wunder, Lou! Dieses Kind ist ein Wunder. Ich bin zu achtundneunzig Prozent zeugungsunfähig. Und nun bist du schwanger.»

Gegen meinen Willen sagte ich, was ich eigentlich hatte verschweigen wollen. «Und wenn es nicht von dir ist?»

Ich hörte sein lautes Atmen.

«Philipp?»

Er hatte aufgehängt.

Was macht man in einer solchen Situation, wenn man sich nicht besaufen darf? Ich sass auf dem Sofa, meine Arme um die Beine geschlungen, zusammengeknüllt. Mein Unterleib fühlte sich hart an, fremd. So sollte das nicht sein, dachte ich. Ich fühlte Tränen in meinen Augen.

Laute Stimmen im Treppenhaus liessen mich hochschrecken. Die Schritte tönten nach schwungvollen Stöckelschuhen. Es klingelte an meiner Wohnungstüre.

«Louisa Amalia! Hallo!»

Die letzten beiden Os kamen als Flötentöne durch die ge-

schlossene Türe. Es gibt nur ganz wenige, die mich mit meinen beiden Taufnamen ansprechen, und es gibt nur ein einziges Wesen, das diese Flötentöne hibekommt. Oh nein!

«Mutter?»

Ich öffnete die Türe. Sie trug ein schwarzes, fast bodenlanges Cape kombiniert mit einem knallorangen Schal und hatte sich im identischen Farbton die Lippen angemalt. Ihre Haare hatten eine neue Farbe bekommen, die ich als Bordeauxrot identifizierte, und fielen in fülligen Wellen bis über ihre Schultern. Sie sah unglaublich lebendig und dramatisch zugleich aus. Eine schöne, stattliche Frau. Ich überlegte einen Moment. Margaret Rutherford als Miss Marple?

«Was willst denn du hier?», fragte ich.

«Was ist denn das für eine Begrüssung, Louisa Amalia?»

Sie breitete ihre Arme aus. «Gib mir einen Kuss, lass dich umarmen. Ich habe dich ewig nicht gesehen.»

Ich wurde geküsst und dann auf Armlänge weggehalten. Sie musterte mich kritisch. Das kannte ich.

«Haare nicht gewaschen, du solltest auch mal zum Coiffeur, meine Liebe. Und was trägtst du da? Ist das ein Männerunterhemd aus dem Zweiten Weltkrieg?»

«Deine Begrüssung ist auch nicht freundlicher als meine, Mutter.»

Sie ging ins Wohnzimmer, liess sich auf das Sofa nieder, richtete sich kerzengerade auf, und ihr Gesicht wurde zu einer Maske kühlen Ernstes. Marlene Dietrich? Zeugin der Anklage?

«Livia stirbt», sagte sie. «Ich bin hier, um mich von ihr zu verabschieden.»

«Das tut mir leid. Wer ist Livia?», fragte ich und schnappte gleichzeitig nach Luft. Ein stechender Schmerz liess mich zusammenzucken.

Meine Mutter hatte nichts davon mitbekommen, sie war ganz von sich selbst erfüllt.

«Du kennst doch Livia! Die Frau von Berchtold Sager ... dem grossen Sager!»

«Sager? Etwa der Schauspieler Sager?»

«Das war kein Schauspieler, das war ein Genie! Ach Gott, wie ich ihn vermisse.»

Grosse Geste, verzweifelte Stimme. Hatte sie nicht mal eine Elektra gespielt, die so sprach?

«Ist er nicht erst kürzlich gestorben? Ein Herzinfarkt?», fragte ich sachlich.

«Das war letzten Herbst. Er stand auf der Bühne, spielte den Wladimir in *Warten auf Godot*, und paff, weg war er. Genau so wollte er sterben, ohne Vorwarnung, mitten aus dem Leben heraus. Sie durften ihn nicht reanimieren, er wollte das nicht.»

«Und jetzt stirbt seine Frau? War sie nicht viel jünger als er?»

«Sie ist erst dreiundvierzig. Er war sechsundzwanzig Jahre älter als sie. Ein schönes Paar, sage ich dir. Was ist eigentlich mit diesem Philipp? Ist er immer noch in Kanada?»

«Nein.»

Sie gab sich erstaunlicherweise mit dieser Auskunft zufrieden, ohne nachzubohren. Ich goss mir einen Tee auf, und wir setzten uns. Ich nahm vorsichtig die Beine hoch und nippte an dem Tee, während ich mit einem Ohr den Erklärungen meiner Mutter zuhörte. Der Schmerz in meinem Unterleib hatte sich gelöst, der Bauch fühlte sich aber nach wie vor sehr hart an. Was war bloss mit mir los?

Mutter erzählte von Livia, die seit dem Tod ihres Mannes nur noch ein Schatten ihrer selbst war. Ihr Leben habe jeden Sinn verloren. Sie sei entschlossen zu sterben, jedoch stilvoll, nicht irgendwo von einer Brücke oder so, nein. Sie habe den besten Spezialisten der Schweiz gebucht und werde in Würde und mit Stil hinübergehen.

«Sie gibt eine Abschiedsparty. Wo habe ich bloss die Adresse?» Sie wühlte in ihrer Tasche. «Ich bin eingeladen. Natürlich muss ich dabei sein. Kann man das bei euch im Walmont nicht auch machen?»

Ich hatte nicht richtig zugehört, überlegte gerade, ob ich Helga oder Philipp anrufen sollte.

«Was machen?»

«Du hörst mir gar nicht zu. Also ... Livia kann nicht mehr weiterleben. Sie will aber nicht in einem schmutzigen Hinterzimmer sterben, so Exit-mässig, du weisst ja.»

«Hinterzimmer? Das war vor fünfzig Jahren bei den Abtreibungen, Mutter.»

«Sie ist doch nicht schwanger, Louisa Amalia! Hast du was auf den Ohren?»

Wir waren auf dem besten Weg zu einem Streit mit allem, was dazugehört: Verletzungen, Gekreische, Vorwürfe. Ich wollte das nicht, nicht in dem Zustand, in dem ich war. Ich kämpfte mich auf die Füsse.

«Möchtest du einen Tee?»

Sie blinzelte, überrascht von dem jähen Themenwechsel.

«Ach nein, tut mir leid. Ich muss gleich los. Wo ist bloss der Zettel mit der Adresse geblieben? Wenn ich mich richtig erinnere, ist es in der Nähe des Loreleyplatzes. Oder muss ich dort umsteigen? Ach herrje!»

«Meinst du Loryplatz? Wieso kann Livia nicht mehr weiterleben? Ist sie krank?», fragte ich in ruhigerem Ton.

«Das habe ich dir doch gerade eben gesagt! Sie ist einsam, sie hat keinen Inhalt mehr in ihrem Leben, kann sich an nichts mehr freuen und –»

«Sie hat eine Depression? Das kann man behandeln.»

«Das habe ich gedacht, dass du das sagst, nur so ist es eben gerade nicht. Ohne ihren Mann ist sie nur noch ein Schatten. Sie hat keinen Lebensinhalt mehr. Ohne ihn ist sie einfach nichts mehr.»

«Das hat man bei den Witwenverbrennungen auch behauptet», sagte ich, was von meiner Mutter grosszügig überhört wurde.

«Livia will mit Stil von Mutter Erde gehen. Und sie hat von diesem Top-Angebot in Bern gehört. Das Ganze kostet, aber du weisst ja, dass sie Geld haben.»

Ein neuerlicher heftiger Schmerz, eine Art Krampf, liess mich zusammenzucken. Ich legte meine Hand auf den Unter-

leib. Eine verräterische Geste, doch meine Mutter war mit ihrer Geschichte beschäftigt. Herrgott noch mal, diese Schmerzen – das war doch nicht normal, oder? Hoffentlich war Helga zu Hause. Ich musste sie um Rat fragen. Wenn nur endlich Mutter ginge, dann könnte ich mich hinlegen.

«Es ist nicht Exit», fuhr sie fort. «Das ist alles viel gediegener, exklusiver. Nichts für Hinz und Kunz. Da ist ein Profi zuständig, keine Amateure.»

«Hinz und Kunz ... Wir sind auch Hinz und Kunz, hast du das vergessen?»

«Ich finde es schön, dass Livia sich das leisten kann. Und das ist alles topseriös. Zuerst musste sie zu einer Untersuchung. Ihr Blut wurde untersucht, Ultraschall, Fragebogen ausfüllen. Alles vom Feinsten. So kann man sicher sein, dass alles reibungslos abläuft und Livia keine Schmerzen und keine Angst haben muss.»

«Das ist doch sauteuer.»

«Das ist nicht so wichtig, Louisa Amalia. Wichtig ist, dass sie gut betreut wird. Was für ein Jammer, sie ist nur noch ein Schatten ihrer selbst. Und dann noch dieser Félix!»

Ich sehnte mich nach einer Wärmeflasche, die ich auf meinen Bauch legen konnte. Ich wollte mich hinlegen. Ich wollte, dass sie endlich ging.

«Wann musst du dort sein?», fragte ich.

«Félix Bürki, mit aigu auf dem e. Den kennst du wahrscheinlich nicht. Dieser Schleimer, dieser Wichtigtuer macht sich an Livia heran. Er weiss genau, dass sie keinen Erben hat, also will er sich das Geld krallen. Natürlich, er behauptet, das ganze Geld sei für seine Stiftung zur Förderung des Theaters in Weissder-Gott-wo ... Transsylvanien oder so. Dass ich nicht lache! Er selbst hat ja keine Ahnung vom Theater, hat nicht mal seine Stimme schulen lassen.»

Wieder zuckte ich zusammen. Es folgte ein noch stärkerer Schmerz, ein dumpfer Krampf. Ich versuchte, ruhig zu atmen.

«Was machst du für ein Gesicht? Stimmt etwas nicht?»

«Kopfschmerzen. Solltest du nicht langsam aufbrechen?»

«Er nuschelt. Stell dir vor. Aber ich weiss etwas, was der liebe Félix mit aigu nicht weiss, ha! Da kann er noch lange um Livia herumscharwenzeln. Ah, ich plaudere und vergesse die Zeit. Ich muss los.»

«Wann kommst du zurück?»

«Keine Ahnung, Louisa. Es könnte spät werden. Du bist sowieso da, nicht?»

Ich füllte eine Bettflasche mit heissem Wasser, legte mich aufs Sofa und rief Philipp an. Ich wurde an seinen Piepser weitergeleitet und gab nach drei Minuten auf. Helga nahm sofort ab. Als ich ihr von den Schmerzen erzählte, war es einen Moment still. Dann meinte sie, ich solle mich hinlegen und mir Ruhe gönnen. Sobald der Schmerz wieder stärker würde oder falls andere Symptome dazukämen, solle ich sofort in die Frauenklinik fahren. Ich solle gut auf mich aufpassen, und ich könne auch in der Nacht bei ihr anrufen. Ich fühlte mich einen Moment gerührt von ihrer Fürsorge. Ich kuschelte mich auf dem Sofa zusammen, las im neuen China Miéville, der mir in meiner Lieblingsbuchhandlung in die Hände geraten war, und wartete auf meine Mutter.

Irgendwann wurde ich davon geweckt, dass meine Wohnungstüre laut zuknallte und grelles Licht in meinem Hirn explodierte. Ich schaute mit zusammengekniffenen Augen in Richtung Eingang und erschrak. Meine Mutter schwankte und musste sich am Türrahmen abstützen. Den Schal hatte sie verloren, ihr Cape war verrutscht, und ihre Haare waren einseitig an den Schädel angedrückt. Ihr Gesicht sah aus wie die Maske aus einem Horrorfilm. Die Wimperntusche hatte sich über ihre Wangen verteilt, der orangefarbene Lippenstift war nur noch partiell erkennbar und wirkte dadurch umso greller in dem bleichen Gesicht. Sie war schlagartig alt geworden.

Sie liess sich neben mich auf das Sofa fallen und verzog ihren

Mund zu einer Art Lächeln. Sie stank nach Alkohol, Schweiß und süsslichem Parfüm.

«Der Champagner war exquisit, Louisa. Ganz exquisit!» Ein Schluckauf unterbrach sie. «Es gab Lachsbrüchies und Roastbeef und so Zeug, nur das Beste», fuhr sie mit schwerem Zungenschlag fort. «Oh, mir ist übel.»

Ich überlegte mir, wo ich die Schüssel deponiert hatte, die man zum Kotzen brauchte, und ob ich sie noch rechtzeitig organisieren konnte. Sie begann zu schluchzen. Gleichzeitig schien sie zu schrumpfen. Ein alter, zerbrechlicher, zutiefst verstörter Mensch sass neben mir, und ich hatte das Gefühl, das erste Mal in meinem Leben meine Mutter zu sehen, ganz ohne schützende Rolle, einfach nur den Menschen. Ich fühlte mich schrecklich hilflos. Vorsichtig legte ich meine Hand auf ihre Schulter und drückte sie ein wenig. Sie fasste nach meiner Hand und umklammerte sie mit ihren langen knöchigen Fingern.

«Ach, Lou, es war ganz schrecklich», brachte sie schliesslich heraus.

«Was ist denn bloss geschehen, Mama?»

Ihr Weinen wurde wieder stärker. Ich machte mich so behutsam wie möglich los, holte Papiertaschentücher. Irgendwann beruhigte sie sich. Sie hatte die Augen geschlossen, und ich dachte schon, sie wäre eingeschlafen, da begann sie zu sprechen, leise, aber deutlich.

«Zuerst war alles noch in Ordnung. Livia war gefasst, die anderen auch. Helene weinte, und Félix verteidigte seinen Platz an Livias Hand mit Zähnen und Klauen, das war zu erwarten. Wirklich hübsche Räumlichkeiten sind das. Stell dir vor, das Haus steht in einem kleinen Park, man geht zuerst durch einen Rosengarten, passend, nicht? Der Eingang ist separat um die Ecke, man muss also nicht an den wartenden Patienten vorbei. Auch innen ist alles sehr geschmackvoll eingerichtet, muss ich sagen. Dieser Mann hat gutes Publikum, das sieht man sofort. Und es gab feines Essen, alles wie Livia gesagt hat.»

Sie wischte sich Tränen aus den Augen.

«Wir wussten nicht, was wir reden sollten, und niemand hatte Hunger. Alle haben gesoffen. Champagner, wirklich ein guter Tropfen, das schon.»

Sie begann wieder zu schluchzen. Ich war müde, mir war kalt, ich schlotterte regelrecht. Ich ging in die Küche, holte ein Glas Wasser. Sie trank es aus, schnäuzte sich und straffte ihren Oberkörper.

«Félix liess mich keinen einzigen Moment mit Livia alleine, ich wollte nur ein wenig Raum, ein bisschen Privatsphäre, damit ich ihr ein paar persönliche Dinge hätte sagen können. Er war unmöglich! Einfach nur unmöglich.» Ihre Stimme wurde fester, langsam geriet sie in Rage. «Ich hätte Félix am liebsten mit einem Fusstritt hinausbefördert, den falschen Hund, Erbschleicher, Cochon! Ich konnte doch nicht mit ihm streiten, nicht in diesem Moment, an diesem Ort. Alle taten ganz heilig, man unterhielt sich flüsternd und lächelnd, eine Riesenshow an grauenhafter Scheinheiligkeit. Ein Stück von Tennessee Williams!»

Ich füllte Mutters Glas nochmals mit Wasser, und sie leerte es in einem Zug.

«Es würde mich nicht wundern, wenn es Félix war, der ihr diese Idee in den Kopf gesetzt hat. Das mit dem Sterbenmüssen. Er ist scharf auf ihr Geld. Dieser Unmensch. Er hasst Frauen. Tat immer so schleimig freundlich zu Livia, dabei hat er sie gehasst.» Mams Energien kamen eindeutig zurück, sie schien zu wachsen. «Und dann noch dieser Sterbeheini! Ich habe sofort gesehen, dass das ein grundschlechter Mensch ist. Ich meine, vielleicht ist er ausgebildet und alles, aber er hat etwas Böses an sich. Sein Lächeln war nicht echt.»

Oh nein. Mutter konnte sich stundenlang ereifern über Menschen, die sie etwas schräg angeschaut hatten.

«Und er hat auch noch ausgeschaut wie Tom Ripley in dieser Highsmith-Verfilmung. Verflixst, wie hiess der Schauspieler?»

«Ich habe keine Ahnung, von was du redest.»

«Na, dieser Dings, ein Franzose, ah, jetzt weiss ich's wieder: Alain Delon als Tom Ripley. Natürlich zwanzig Jahre älter. Immer freundlich gelächelt hat er, doch ich sage dir, da war so was Jack-Nicholson-Mässiges in seinem Lächeln, wie in ›Shining›. Genau wie in ›Shining!›»

«Entscheide dich bitte: Jack Nicholson oder Alain Delon, das ist ja wohl nicht dasselbe.»

«Die Kälte in den Augen ist dieselbe. Genau dieselbe. Eindeutig ein Psychopath.»

«Nur weil er so aussieht wie ein Filmdarsteller, muss er doch nicht –»

«Halt! Warte, was dann passiert ist», unterbrach sie mich. «Also, Livia sagte, sie sei bereit. Wir haben sie umarmt, Félix hat sich festgeklammert, Livia musste sich quasi losreissen von dieser Zecke. Wir mussten rausgehen. Vierzig Minuten später durften wir wieder rein, und da war sie schon tot. Hat sich nicht mehr bewegt, nicht mehr geatmet.»

Mutters Stimme war wieder kräftiger, und langsam fand sie zurück in irgendeine Rolle, machte grössere, entschiedener Bewegungen, richtete den Körper ganz gerade.

«Sie war tot. Paff und weg», sagte sie viel zu laut, und ich überlegte, mit welchen Worten ich sie am ehesten beruhigen und Richtung Gästebett lotsen konnte. Ich wollte nur noch in mein Bett, weg von dieser grellen Stimme und dem Licht. Ausserdem waren meine Füsse pures Eis.

«Und dann lag sie da. So still. Ein Körper halt. Und dann haben wir keine Zeit gehabt, um uns ein letztes Mal zu verabschieden. Ich hatte eine Kerze mitgebracht, keine grosse Sache, ich wollte nur einfach diese Kerze anzünden, so eine aus Bienenwachs, und ein paar Minuten ruhig neben ihr sitzen, aber dieser Psychopath hat uns rausgescheucht. Er müsse sie in die Rechtsmedizin bringen, das sei Vorschrift. Félix hat seine Jacke genommen und ist gegangen, natürlich, der muss nicht trauern, der Hund. Mission erfolgreich, das wollte er ja. Aber ich habe Livia geliebt. Es war schlimm, alles war so anders, vorher war sie da und lebendig und ein Mensch und dann paff, ein Körper,

weg für immer, und der Typ sagt, so, raus jetzt, hopp, hopp, ganz geschäftig, keine Zeit mehr für Rührseligkeiten.»

«Tot ist eben tot, ob Hinz oder Kunz. Und da hilft auch kein teurer Champagner», unterbrach ich sie auf einmal genervt. Was hatte sie denn erwartet?

«Du bist so kalt, Louisa Amalia. Wie kannst du nur so kalt sein?»

«Ich bin nicht kalt, nur realistisch. Und ich möchte endlich schlafen, ich bin müde.»

«Weisst du, was Livia ihm gezahlt hat? Zwölftausend Franken.»

«Was?»

«Ich wusste, dass du mit mir schimpfen würdest, ich wusste es.»

«Zwölftausend Franken? Das kann nicht sein, Mutter.»

«Es war aber so. So viel hat es gekostet, dass Livia dort sterben durfte. Und dieser Kurpfuscher, der war ganz sicher nicht nett zu ihr, und niemand durfte dabei sein, als es passierte, und danach wurden wir rausgescheucht wie eine Herde Schafe.»

«Komm, Mama. Du musst dich ausruhen.»

«Er hat sie getötet. Sie ist tot ... meine arme Livia.»

«Darum ging es doch. Das wollte sie doch. Komm endlich!»

«Nie glaubst du mir, nie, nie, nie!»

Weinerlicher Ton, ihre Kleinmädchenrolle, die ich ganz besonders hasste. Jetzt war genug. Ich packte sie am Oberarm und schleppte sie zum Gästezimmer. Sie wehrte sich und wäre um ein Haar umgefallen. Die hastige Bewegung löste bei mir wieder einen Krampf aus. Ich versuchte ruhig zu atmen, es tat verdammt weh. Ich brach in Schweiß aus.

«Hier ist dein Bett. Schlaf dich aus, und morgen sieht die Welt wieder besser aus.»

«Du glaubst mir nicht. Nie glaubst du mir, nie», jammerte sie wieder, bereits etwas besänftigt.

Sie liess sich auf das Bett fallen, Schuhe, Cape, alles noch an. Ihre Augen waren zu, das Gesicht immer noch völlig verschmiert von Schminke und Tränenspuren, und ich hatte ein

schlechtes Gewissen, dass ich grob gewesen war. Aber ich konnte nicht mehr. Ich zog ihr die Schuhe von den Füßen und deckte sie zu.

«Schlaf gut», sagte ich in freundlicherem Ton.

Als ich wenig später noch einmal nach ihr sah, schnarchte sie bereits.

ZWEI

Ich erwachte um halb fünf morgens vom Vogelgesang. Die Revierverteidigung war in vollem Gange, alles mit dem Ziel, Nachwuchs aufzuziehen. Ich schrieb meiner Mutter eine kurze Notiz, bevor ich zur Arbeit aufbrach, und legte sie auf den Küchentisch. Mein Telefon blinkte. Drei unbeantwortete Anrufe, Philipps Mobilnummer. Ich rief ihn an, wollte es hinter mich bringen.

«Philipp? Ich bin's.»

Ein Moment Stille, dann klang seine Stimme ungewohnt tief. «Es ist trotzdem ein Wunder. Das ist alles, was ich dazu zu sagen habe.»

Um mich zu beruhigen, arbeitete ich in den folgenden Stunden an einer komplexen statistischen Modellierung. Mitten in dem Versuch, ein Growth Mixture Modeling zur Analyse des longitudinalen Verlaufs der Genesungschancen nach einer Herzoperation aufzubauen, knallte meine Türe auf, und Tscharya stellte sich breitbeinig vor meinen Tisch, die Arme verschränkt. Eine klare Ansage, etwas war definitiv im Argen, und offensichtlich war ich höchstpersönlich schuld daran.

Ich musterte ihr Gesicht. Zwei Piercings mehr in der rechten Augenbraue, eines mehr in der Lippe seit meiner Rückkehr aus Kanada. Ihre Haare hatten eine Farbe, die am ehesten als wollweiss beschrieben werden konnte. Über dem linken Ohr war ein etwa zwei Zentimeter hoher und etwa acht Zentimeter breiter Block zu einem Millimeterschnitt rasiert und hellgrün gefärbt. *De gustibus non est disputandum*, doch bei Tscharya korrelierte die Anzahl der Piercings und die Grellheit ihrer Haartracht stark negativ mit ihrer Stimmung. Sie machte zurzeit ganz offensichtlich keine gute Phase durch.

Tscharya Mûdjib ur-Rahmân war eine gut ausgebildete, motivierte, intelligente und ausgesprochen kompetente Bürofachfrau. Seit ich sie angestellt hatte, managte sie unsere For-

schungsabteilung mit Umsicht und einer cleveren Intelligenz, über die ich immer wieder staunte. Aber sie war auch unglaublich unsicher. Sobald nur das kleinste Zeichen erkennbar war, dass die Controllingabteilung oder das Chefsekretariat oder – bei Gott! – sogar der Direktor mit uns unzufrieden waren, geriet sie in Panik. Ihre Geschichte machte das verständlich, mühsam war es dennoch. Als ich sie damals zu einem Vorstellungsgespräch einlud, hatte sie sich trotz ausgezeichnetem Lehrabschlusszeugnis bereits bei mehr als hundert Betrieben beworben. Ich hatte mir, ihrem Namen entsprechend, eine kopftuchtragende dunkle, kleine, rundliche, etwas schüchterne junge Frau mit dicken Brillengläsern ausgemalt – weshalb auch immer – und einen regelrechten Schock erlebt. Tscharya hat schneeweiße Haut, übersät mit Sommersprossen, sie ist gross und dünn, trug damals ihre sichtbare Haut voller Piercings und dazu grellbunte stachelige Haare. Tscharya hat zwei Handicaps: Sie ist von einem Ehepaar adoptiert worden, das einen orientalischen Namen trägt, und sie versteckt ihre Unsicherheit hinter einem kratzbürstigen und grellen Outfit.

«Hast du meine E-Mail gelesen?», fragte sie.

«Welche E-Mail?»

«Die ich dir weitergeleitet habe. Von der Gerber-von Greyerz. Sie hat die Reorganisation des Stabs für die nächste GEKO traktandiert. Du musst etwas unternehmen, Lou.»

Während meiner Ferien hatte Frau Dr. med., Dr. oec. Josiane Gerber-von Greyerz, neue Leiterin Unternehmensentwicklung des Walmart, die geniale Idee gehabt, für die nächste Geschäftsleitungskonferenz, kurz GEKO, zu traktandieren, dass der gesamte Stab der Klinik reorganisiert werden und, als eine der Veränderungen, unsere Forschungsabteilung nicht mehr zum Stab des Walmart gehören solle, sondern zur Finanz- und Controllingabteilung. Damit wären wir nicht mehr dem Direktor unterstellt, und er hätte kaum mehr eine Chance, seine schützende Hand über uns zu halten. Das wäre mit Sicherheit das Ende unserer Forschungsstudien. So ein Mist! Die nächste GEKO sollte anfangs Juni stattfinden. Ich musste erreichen,

dass das Traktandum gestrichen oder zumindest verschoben wurde.

«Sonst noch was?», fragte ich und hoffte, dass meine Stimme gelassen und zuversichtlich genug klang.

«Gib mal ein: klinikwalmont.ch/forschung.»

«Unsere Homepage? Was ist damit?»

«Mach einfach.»

Ich seufzte und tat, wie mir geheissen wurde. Anstelle der gewohnten lindgrünen Seite poppte etwas grell Zitronengelbes vor mir auf und liess mich blinzeln.

«Was ist denn *das*?», fragte ich erstaunt.

Diesmal seufzte Tscharya. «*Das* ist unser neuer Auftritt, von dem ich dir seit ungefähr zwei Monaten erzähle. Der Relaunch.»

«Ach.»

Ich scrollte durch die wenigen Angaben zu unserer Forschungsabteilung und stutzte. Als unsere übergeordnete Organisationseinheit war «Digital Management» angegeben.

««Digital Management»? Was ist denn das?»

«So heisst neu der Bereich «Informatik und Datensicherheit». Beschluss von letztem Herbst. Hast du offensichtlich verschlafen.»

«Und weshalb in aller Welt gehören wir plötzlich zur Informatik?»

«Das haben diese Typen, welche den neuen Webauftritt gestaltet haben, wahrscheinlich einfach so entschieden.»

«Das geht doch nicht! Die können uns doch nicht einfach einer anderen Organisationseinheit zuweisen. Wir gehören zum Stab, verdammt noch mal. Was ist denn da eigentlich los? Die Gerber-von Greyerz will uns zu den Finanzheinis versetzen, und jetzt gehören wir plötzlich zur Informatik? Spinnen denn alle?»

«Das versuche ich dir doch schon seit Wochen zu verklickern, aber du hörst ja nicht zu. Merian ist angeschlagen. Und unsere Forschungsabteilung soll verschoben, verschachert und aufgelöst werden.»